№. 2. Schlesische 1844.



Eine Zeitschrift für Leser aus allen Ständen.

Waldenburg, den 11. Januar.

Das deutsche Mädchen.

Was ist des deutschen Mädchens Ruhm?
Ein edler Sinn, ein rein Gemüth,
Ein Herz, das für das Gute glüht,
Bescheidenheit und milde Tugend,
Das sind die Zierden ihrer Jugend.

Wem weiht sich deutscher Mädchen Sinn?
Nicht eitlem Prunk und Flitterlug!
Sie flieht der Mode leeren Trug,
Sich höh'rer Anmuth Reiz zu geben,
Darnach geht ihres Herzens Streben.

Wem weiht sich deutscher Mädchen Geist?
Dem Nützlich-Schönen, das den Kreis
Der Häuslichkeit zu schmücken weiß,
Der Kunst, — das Große mit dem Kleinen
In holder Anmuth zu vereinen.

Denn nicht der Musen Gunst allein
Ist das, wonach ihr Blick sich hebt,
In deutscher Mädchen Herzen lebt
Der Wunsch, von allen frommen Pflichten
Sich innig tief zu unterrichten.

Wem schlägt des deutschen Mädchen Herz?
Dem flatterhaften Schmeichler nicht,
Der anders denkt und anders spricht,
Den Weg zu ihrem Herzen findet,
Nur der, der Wahrheit ihr verkündet.

Wem lohnt des deutschen Mädchen Hand?
Dem Biedermann, der treu und mild
Der Menschheit heil'ge Pflicht erfüllt,
Der Recht, Vernunft und Wahrheit übet
Und deutsche Sitte ehrt und liebet.

Was schlägt in deutscher Mädchen Brust?
Der Wunsch, im großen Weltverein
Dereinst ein nützlich Glied zu sein,
Für Menschenwohl und Menschensegen
Auch Hand an's große Werk zu legen!

Was ist des deutschen Mädchens Lohn?
Es lohnt sich in der eignen Brust
Die fromme That mit Fried' und Lust,
Und dieser Friede ist dem Leben
Als höchster Lohn von Gott gegeben.

Ehrlich währt am längsten.

(Fortsetzung.)

„Sieh' doch den wunderholden Engel da in der Wiege!“ sagte Mutter Anna zu ihrem

Gatten, als er wieder in's Zimmer trat; „die Züge sind so fein, die Gliedchen so zart und zierlich, wie ich sie nie bei gemeiner Leute Kindern gesehen! und das feine Linnen, die seidenen Bänder — Alles das läßt mich denken, daß es eine Frau von Stande ist, die uns ihr Kind anvertraut hat. Hast Du denn gar keine Muthmaßungen, Franz?"

„Hm!" entgegnete der Pächter, „ich glaube nicht weit von der Wahrheit ab zu sein, wenn ich vermuthe, daß diese Frau so 'ne vornehme französische Emigrantin ist, deren Mann oder Vater vor ein zehn bis zwölf Jahren etwa die heillosen Jakobiner umgebracht haben, und die jetzt von unserer Schloßherrin ein Obdach verlangt. Nur Eines stört meine Muthmaßungen, daß die Frau so ziemlich fertig deutsch spricht und in unserer Gegend wohl bekannt zu sein scheint; indeß könnte sie ja auch eine Elsäßerin sein, oder, da sie früher schon in Deutschland gelebt hat, hier unsere Muttersprache erlernt haben."

„Unglücklich ist sie jedenfalls!" sagte die Pächterin; „ihren Kummer liest man schon in ihren Zügen."

„Um so unglücklicher vielleicht, als sie an Mangel und Entbehrung nicht gewöhnt ist," setzte der Pächter hinzu; „man sieh'ts deutlich an ihrem zarten Körperbau, daß die heutige Strapaze sie ganz total zernichtet hat. Da sind doch wir armen geringen Leute glücklicher; von Jugend auf an Entbehrungen und Anstrengungen gewöhnt, trifft uns das Unglück nicht so hart, und überkommt uns einmal das Glück, so macht es uns nicht trunken, weil wir seinen Werth zu schätzen wissen und uns der Wandelbarkeit irdischen Glückes eher bewußt sind, als solche in Wohlleben erzogene Menschen."

„Du hättest sie doch etwas näher nach ihren Umständen oder wenigstens nach Namen und Herkunft befragen sollen, Männchen!" sagte die Pächterin; „wir wissen sie kaum zu nennen, wenn wir ihretwegen befragt werden sollten."

„Das hätte sich schlecht geschickt, Anna," versetzte Waller, „es giebt eine Art von Theilnahme, die mehr verletzt als tröstet, und hiezu gehört insbesondere auch die neugierige Sorge um Stand, Beruf, Namen, Zweck und Absicht ꝛc.; hätte die Frau es für gut gefunden, uns mit ihrer Person näher bekannt zu machen, so würde sie nicht erst auf meine Frage gewartet haben; und auch im Unglücke muß man den Menschen, die über uns stehen, die schuldige Achtung nicht versagen."

„Du hast Recht, Franz!" nahm Frau Anna das Wort; vielleicht würdigt sie uns morgen ihres Vertrauens; ihre Ermüdung mag sie heute verhindert haben, und die Ungewißheit ihres Schicksals ließ sie unsern Wunsch nicht so deutlich bemerken. — Wir wollen zusammen wach bleiben, bis sie wieder kommt; dort im Alkoven habe ich ein Bett für Dich bereitet, und die Frau mag sich einstweilen mit dem meinen begnügen, während ich im Deinigen schlafen will; so haben wir Beide die Wiege zwischen uns und sind unsern Kleinen schnell zur Hand, wenn sie unserer bedürfen."

„Gut, liebe Anna, sagte der Pächter, seine junge Gattin zärtlich küssend, „der Himmel bewahre Dich vor einem Loose, wie das jener armen Frau; ich glaube, daß es auf Erden kein demüthigenderes herberes Schicksal geben kann, als das einer Wittwe. Geh' zu Bette, liebes Weibchen, und pflege der Ruhe, die Dir in Deinen jetzigen Umständen so nöthig ist; ich bleibe wach und lese die Zeitungen da, welche der gnädige Herr mir gestern mitgetheilt hat; so wird mir der Schlaf fern bleiben und ich finde vielleicht Gelegenheit, der unglücklichen Wittwe günstigere Nachrichten über ihr Vater-

land zu geben. Geh', leg Dich zu Bette!" — Eine herzliche Umarmung, eine freundliche „gute Nacht!" und Mutter Anna verschwand hinter der Gardine, welche die Schlafkammer von der Wohnstube trennte; der Pächter Waller setzte sich zu seinen Zeitungen.

3.

„Geduld! Geduld! ich komme schon!" rief Friedrich, der Bediente des Barons, als ihn ein bescheidenes Pochen am Laden seiner Stube aus dem süßen Halbschlummer riß, worein ihn der Inhalt mehrerer geleerten Weinflaschen versenkt und gelullt hatte; „wer T—s mag wohl noch bei solchem Wetter und zu so später Stunde den vermaledeiten Hügel herauf geklettert sein? hätte er doch Hals und Beine gebrochen, ehe er das Parkthor erreichte, das Jakob, der faule Schlingel, wieder zu schließen vergessen hat! — Unter diesem christlichen und philantropischen Selbstgespräch war er aufgestanden, hatte den Rock um die Schulter geworfen und trat jetzt, einen schweren Eisenstab in der einen, die düstere Lampe in der andern Hand, in die weite Eingangshalle heraus. „Wer ist draußen?" rief er laut.

„Machen sie auf, Monsieur Friedrich!" antwortete eine schwache zitternde Weiberstimme, „Sie kennen mich ja, Frédéric!" — Die Stimme war dem halbtrunkenen Diener allerdings sehr bekannt, allein sein Gedächtnißvermögen war im gegenwärtigen Augenblicke einigermaßen destruirt, und nachdem er vergebens die Stirne sich gerieben, um die confusen Weingeister aus dem schweren Kopfe zu vertreiben, stellte er endlich den Stock bei Seite und öffnete die schwere Eichenthür. Tief in den Mantel gehüllt, den Kopf mit einem Seidentuche umwunden, trat die Französin herein. — „Alle guten Geister loben — was T— ist's möglich, Mamsell Madelon?" rief Friedrich sich bekreuzend aus, als der Schein seiner Lampe auf das gramumwölkte Antlitz des Ankömmlings fiel; „was wollen Sie hier, Mamsell?" — „Silence, Friedrich," sagte die Mamsell, „ich komme ganz incognito; ist der Baron zu Hause, kann ich ihn sprechen?" — „Soviel auf einen Athem, Mamsell?" entgegnete der Diener, indem er die Fremde in sein Zimmerchen nöthigte, der Baron sind gestern Abend zum Grafen Stockborn nach U. gereist, um einer Jagdparthie anzuwohnen, die erst morgen Abend zu Ende gehen wird; ihn sprechen können Sie demnach wohl nicht. Indem ist die gnädige Frau noch wach, aber —" fügte er mit bitterem Spotte hinzu, „die wird wohl Sie nicht sprechen wollen." — Madelon überhörte diese malitiöse Antwort; ein Zug eigenthümlicher Wildheit und düsteren Feuers leuchtete in ihrem Auge, und bittere schmerzliche Falten legten sich um ihre bleichen Lippen. „Und wann wird der Baron zurückkehren?" fragte sie. — „Uebermorgen etwa," etgegnete Friedrich, „wollen Sie bis dahin warten' so offerire ich Ihnen hier in meiner Stube ein Versteck, worin Sie Niemand im Hause entdecken soll!" Eine Bewegung nach Madelon hin verrieth genugsam, was der schaamlose Trunkenbold mit diesem Antrage beabsichtigte; ein Blick voll unbeschreiblicher Verachtung und eine stolz abweisende Bewegung zeigten aber auch die Erfolglosigkeit seines Versuchs. „Ich werde Ihnen nicht beschwerlich fallen, Monsieur Friedrich," sagte Madelon, geben Sie mir nur Feder, Dinte und Papier, so kann ich Ihnen schriftlich übergeben, was ich dem Baron mündlich mittheilen wollte." — Ohne eine Wort zu erwiedern, holte der taumelnde Bediente alles Nöthige herbei und schob der Mamsell einen Stuhl zum Tische. Madelon schrieb nur wenige Zeilen, falzte dann den Brief zusammen und legte ihn zu den übrigen Papieren

in die Brieftasche, die sie sorgfältig versiegelte. — „Friedrich," sagte sie, „ich gebe Ihnen diese Brieftasche hier, die Sie dem Baron unberührt zustellen werden; der Fluch einer Verzweifelnden, Sterbenden treffe Sie, wenn Sie anders handeln oder meine Anwesenheit irgend Jemandem außer Ihrem Herrn verrathen. Adieu, Frédéric!" — „Aber woher kommen Sie denn und wohin wollen Sie jetzt in der schlimmen Winternacht?" rief Friedrich, „bleiben Sie doch lieber hier bei mir, im warmen Stübchen! wohin denn jetzt noch gehen?" — „In den Tod!" sagte Madelon dumpf, und huschte aus der Thüre; Friedrich, der ihr eiligst nachgehen wollte, warf im Taumel den kleinen Tisch sammt der Lampe um, die denn auch sogleich erlosch. Ehe er an der Flamme des Ofens den glimmenden Docht wieder entzündet, fiel das schwere Hausthor schallend wieder in's Schloß, und der Halbtrunkene war einsam wie zuvor. „Wohin mag denn die Hexe wohl geflohen sein?" fragte er sich, indem er den Kopf aus dem vergitterten Fenster steckte; ein entsetzliches Krachen in der Ferne, wie vom Bersten einer Eisdecke, und ein dumpfer hohler Schall vom schweren Falle eines großen Körpers tönten durch die stille Nacht. — „Huh!" sagte der Diener schaudernd, indem er das Fenster schloß, „da spuckt es wieder am alten Teiche!"

Bei dem düsteren Schein der qualmenden Lampe hob er die auf dem Boden zerstreuten Schreibmaterialien, und den kleinen Tisch wieder auf, und warf einen langen unschlüssigen Blick auf das gestickte Portefeuille. „Ei, ei," brummte er leise vor sich hin, das Taschenbuch in der Hand wiegend, „Sie thut mir allzuviel Ehre an, Mamsell, wenn Sie etwa meint, Ihre Drohung könne mich schrecken. Da müßt' ich wahrlich nicht der Kammerdiener Friedrich sein, wenn ich mich nicht um den Inhalt der Brieftasche da kümmern sollte! Hat mein Herr keine Geheimnisse vor mir, so wird Sie doch noch weniger vor mir haben wollen, alberne Französin!" Er warf einen prüfenden Blick auf das Siegel, und lachte wieder ganz unbändig. „Da befiehlt mir das Weibsbild da," fuhr er halblaut fort, „ich solle das Siegel nicht lösen und doch siegelt sie den ganzen Plunder mit meinem eigenen Petschaft. Nun, das ist eben kein Schade für mich." —

Er warf sich in den Lehnstuhl und erbrach hastig das Siegel. Eine Masse Papiere fielen ihm in den Schooß, und nur mühsam entzifferte er, weil alle Buchstaben vor seinen Augen zu tanzen schienen, die wenigen Worte, welche Madelon so eben niedergeschrieben hatte. „Ah!" rief er, ein Schnippchen schlagend, das ist Wasser auf meine Mühle! Was würde die Baronin darum geben, wenn sie diese Papiere in den Händen hätte! — Nein, Jungfer Madelon! zwischen Versprechen und Halten hängt keine Brücke; von mir soll Niemand etwas erfahren als die Baronin, denn die ist ja an Leib und Seele Eins mit ihrem Ehegemahl, wie die Pfaffen sagen, und wird, denke ich, dem Herrn Baron die Papiere nicht vorenthalten. Das kann die Scheidung befördern, ja sogar zu Ende bringen, und dann, alter Friedrich Lehmann! dann juchhei und abermal juchhei! — Und hier? Briefe! ein Taufschein! ein Medaillon gar? — Nein, da müßt' ich mit Blindheit geschlagen sein, wenn ich um solch einer lächerlichen Drohung willen meinen eigenen Vortheil so sehr vernachlässigen sollte! Glück auf, alter Fritz Lehmann!" Ohne alle die Papiere gelesen zu haben, was ihm bei seiner jetzigen körperlichen und geistigen Aufregung auch von wenig Nutzen gewesen wäre, packte er sie wieder in die Brieftasche, und versiegelte diese. Dann goß er etliche Gläser Wasser in die unersättliche Kehle, um den dort

aufsteigenden Weindunst zu ersticken, und begab sich in's obere Stockwerk in die Zimmer der Baronin, die mit einer feinen weiblichen Arbeit beschäftigt, in ihrem Closett am wärmenden Kamine saß.

„Was bringst Du noch so spät, Friedrich?" fragte sie den Eintretenden; „doch keine Hiobsbotschaft?"

„Nicht daß ich wüßte, gnädigste Frau!" versetzte der scheinheilige Diener; „ich wollte Euer Gnaden nur in Kenntniß setzen, daß Madelon, welche vor sechs Monaten unser Haus verlassen mußte, gegenwärtig hier ist."

„Madelon hier? auf Dietrichseck? nicht möglich! rief die Baronin, nachdem sie sich von dem jähen Schreck, der sie bei'm Klange dieses Namens durchbebte, wieder einigermaßen erholt hatte; „was will sie und wie mag sie es wagen, unsere Schwelle noch einmal zu überschreiten?"

„Sie wollte den Herrn Baron sprechen, gnädige Frau," antwortete Friedrich, „und da der Herr Baron nicht zu Hause und ich nicht gesonnen war, das Mädchen vor Euer Gnaden Angesicht zu lassen, gab sie mir diese Brieftasche da mit dem Auftrage, solche möglichst schnell an den Herrn Baron abzugeben."

„Du hattest Recht, Friedrich, mir den Anblick dieser Person zu ersparen," sagte die Baronin, „sage wo ist sie aber jetzt?"

„Ich bedaure dieß nicht zu wissen," entgegnete der Diener, „sie verließ das Schloß so eilends, daß ich nicht mehr fragen konnte, wo sie wohl zu finden sein möchte, falls Euer Gnaden an des Herrn Barons Statt eine Antwort für nöthig hielten."

„Ich? Friedrich!" fragte die Baronin, „wie sollte ich mich um die Angelegenheiten meines Gemahls bekümmern, zumal wenn sie so geheimnißvoll abgemacht werden sollen? Ich danke Dir für Deine Dienstfertigkeit, und will die Brieftasche bei mir behalten, bis der Baron zurück ist. Gute Nacht!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Trompeterstückchen.

Unweit des Dorfes Auerstädt, am Saume eines kleinen Gehölzes hin, standen die Baracken und Gezelte des preußischen Kürasierregiments „von Heysyng."

Die Nacht vom dreizehnten auf den verhängnißvollen vierzehnten October des Jahres 1806 war bereits eingebrochen, und mit ihr tiefe Ruhe, sowohl im großen Feldlager als auch im Bivouak des etwas abgesondert stationirten Reiterregiment, welches wir eben genannt haben. Nur im Marketenderzelte erging es sich noch ziemlich lebhaft und bewegt. Da waren die jüngeren Offiziere des Regiments versammelt, und diese plauderten viel von den Großthaten, die sie bereits vollführt hatten, und noch vollführen wollten, bekrittelten scharf und eifrig alle bisherigen Unternehmungen ihrer Anführer — wie das nun schon von jeher zu geschehen pflegte — und leerten fleißig dabei den Punschtopf, welcher jedoch, wie natürlich, eben so fleißig wieder gefüllt wurde. — Im Hintergrunde des Zeltes, an einem kleinen Tische, auf welchem eine ziemlich herabgebrannte Kerze flackerte, saß ein Mann, welcher recht eigentlich hier zu sein schien, um das Seinige zur besondern Unterhaltung beizutragen, und dieser Mann verstand es auch in der That, durch ein ausgezeichnetes Violinspiel seine Zuhörer zu vergnügen, und ihre Aufmerksamkeit zeitweise der Taktik ab- und sich zuzuwenden.

Der Musiker, dem Aussehen nach eher über als unter den fünfziger Jahren, trug das Kleid eines gemeinen Reiters; doch sein bescheidenes Benehmen, insbesondere aber die außergewöhnliche Kunstfertigkeit auf seinem In-

strumente mochten ihm die Auszeichnung verschafft haben, von den Officieren seines Regiments in ihren Kreis gezogen zu werden, von welcher er jedoch keinen andern Gebrauch machte, als daß er ruhig vor sich hin saß, seine melodischen Weisen spielend, und mitunter das immer wieder schnell gefüllte Punschglas leerend.

„Laßt das Geplauder!" rief der muntere Lieutenant Chodnitz endlich, indem er rasch von seinem Sitze aufsprang, „es wird doch nicht anders. Der Herzog hat uns nun einmal statt vorwärts dem Rheine zu, rückwärts an die Saale geführt, — wir können es nicht ändern. Freund Gottlieb, spielt uns den Dessauer!"

„Ja, ja! den Dessauer!" riefen die Officiere einstimmig, und der Virtuos, bereitwillig, dem allgemeinen Wunsche zu genügen, begann sogleich in kräftigen Accorden mit starkem Bogenstriche dieses kriegerische Tonstück aufzuführen, und zwar auf eine Weise, die es wohl kund gab, zu welchem Grad der Künstlerschaft es der Mann auf seiner Geige gebracht habe."

„Bravo! — Charmant! — ganz ausgezeichet!" riefen die Herren Kunstkenner und Mäcenaten der Kunst; „unserm Gottlieb schnell das Punschglas vollgefüllt!"

„Ich hatte es mit dem Leopold von Dessau!" rief der schon ziemlich bejahrte Rittmeister von Oppen, „es gibt nur zwei Melodien, an denen sich ein wahres Soldatenherz so recht erwärmen kann; die Eine ist Luthers „Eine feste Burg ist unser Gott," und die andere ist der Marsch, mit welchem er — gerade sind es jetzt hundert Jahre, — nach der Erstürmung von Turin, bei seinem Einzuge in die Stadt empfangen wurde, und dessen kriegerische Klänge so sehr dem durch und durch militairischen Fürsten zur Seele drangen, daß er von da an nun Alles, selbst in der Kirche den Choral: „wer nur den lieben Gott läßt walten," nach dieser Melodie absang."

„Daher wohl auch der Name dieses Kriegsmarsches nach seinem besondern Vereher?" fragte ein jüngerer Officier.

„So ist es," erwiederte der Rittmeister, und das Glas hoch erhebend begann er mit ziemlich guter Bruststimme die kräftig markirte Melodie des eben von ihm gerühmten Marsches zu singen — der Chorus fiel ein — und die Accorde, über alle vier Saiten gestrichen, machten die Harmonie vollstimmig.

Da öffnete sich plötzlich die Zeltwand, und eine Mannesgestalt trat rasch ein, die Husarenmütze tief in die Stirne gedrückt, den weiten Reitermantel eng um sich geschlagen.

Alles schwieg. Die Officiere starrten neugierig erstaunt dem Fremden entgegen, aber als dieser nun den Mantel auseinanderschlug, und die Bärenmütze aus der Stirne rückte, da sprangen Alle auf und verneigten sich ehrerbietig.

Es war der alte Generalmajor Lebrecht von Blücher.

„Ei, ei! lustig genug für solch ein Feldlager," sagte er, und dieses durchaus nicht unfreundlich, „aber es ist auch eben recht für solche Zeit, wo man des Teufels werden möchte, den Narren mitspielen zu müssen, und alle Noth hat, um sich die Grillen zu verscheuchen. Aber, meine Herren, was haben Sie denn da für ein Gefiedel? Solches Katzengejammer paßt ja nicht für den Reiterofficier. Der hat die Trompete, — der Infanterist, hm! der kann allenfalls seine Lust daran finden: gleicht doch schon sein „Vorwärts Marsch!" dem Menuettschritt auf wohlbeleuchtetem Ballsaale. — „Wie heißt er, und wer ist er?" so fragte er den Violinspieler.

Dieser war schon längst von seinem Sitze

aufgestanden, hatte die Geige bei Seite gelegt, und sich in Positur gestellt.

„Johann Gottlieb Feige, Trompeter im königlich preußischen Kürassierregiment von Heyfing,“ erwiederte der Gefragte mit fester Stimme, und mit einem dem dem alten Husarengeneral fest zugewandten Blicke.

„Feige? — Hm! ein schlechter Name für einen preußischen Soldaten — und das Dingelchen da eine schlechte Spielerei für einen Kürassiertrompeter,“,“ sagte Blücher, fast spöttisch lächelnd; „dient er schon lange?“

„Früher als Unterofficier in der Garnison zu Danzig; — erhielt dann meinen Abschied und lebte an die 20 Jahre von meiner Geige, mit welcher ich Deutschland und Rußland durchreiste; weil es aber nun einmal wieder Krieg giebt, so bin ich denn auch wieder heimgezogen, und weil es mit dem Dreinschlagen nicht mehr recht gehen will, so nahm ich die Trompete, um wenigstens das Zeichen zum Dreinschlagen zu geben.“

„Höre er, Feige! — ich will sehen, ob er morgen seine Trompeterstücke gut zu blasen versteht. — Gute Nacht meine Herren!“

Mit flüchtigem Gruße verließ der alte Husarengeneral das Zelt.

(Fortsetzung folgt.)

Tags-Begebenheiten.

Berlin. Gestern Abend (23. Dezember) nach 10 Uhr fand die Abführung der Leiche des verewigten Grafen von Nassau statt. Bereits um halb sieben Uhr hatten sich die Hofstaaten des Verewigten, zunächst die Flügel-Adjutanten, der Hofmarschall, die Kammerherrn, sowie auch der frühere niederländische Gesandte hierselbst, Graf v. Pourtales und der gegenwärtige, Baron Schimmelpennink nebst dessen Gemahlin, in dem königlichen niederländischen Palais versammelt, woselbst die Todtenfeier stattfinden sollte. Zwei Säle des Palais waren demgemäß mit schwarzen Drapperien ausgeschlagen, ein Vorsaal und ein anstoßender, in welchem der Sarg stand. II. MM. der König und die Königin und sämmtliche hier anwesenden Prinzen und Prinzessinnen des königl. Hauses nebst ihren Hofstaaten, versammelten sich nach halb 7 Uhr in dem Palais, um dem Trauergottesdienst, der am Sarge abgehalten wurde, beizuwohnen. Die hohen Herrschaften traten hierauf in das Trauergemach ein; die Gräfin von Nassau wurde durch J. M. die Königin und die Prinzessin von Preußen geführt. Se. Maj. der König, Se. K. H. der Prinz Friedrich der Niederlande, die Prinzen des Königlichen Hauses traten zur Rechten, J. Maj. die Königin und die Königlichen Prozessionen zur Linken des Sarges. Hinter demselben nahmen die Prediger der hiesigen Domkirche ihre Plätze ein, und Hr. Oberhofprediger und Ober-Consistorialrath Ehrenberg hielt die Rede zum Gedächtniß des hohen Verewigten, die besonders einen historischen Rückblick auf das vielbewegte Leben desselben warf. — Nach Beendigung dieser kirchlichen Handlung zogen sich die höchsten Herrschaften zurück. Gegen halb 10 Uhr fanden sich Se. Maj. der König und die Prinzen des Königl. Hauses wieder ein, um sich dem Leichengefolge anzuschließen. Die Leichenparade, kommandirt durch den Obrist, Prinzen August von Würtemberg, war mit der Front gegen das Palais auf dem Reitwege der Linden aufgestellt. Vier und zwanzig Unteroffiziere begaben sich in das Palais, um den Sarg auf den Leichenwagen zu bringen. Als dies geschah, machten die aufgestellten Truppen die militairischen Honneurs. Hierauf setzte sich gegen halb 11 Uhr der Zug in aller Stille, ohne Musik und Fackeln folgendermaßer in Bewegung. Eine Escadron Garde-Dragoner und eine Garde du Corps eröffneten ihn; demnächst folgte die Dienerschaft ihes hohen Verstorbenen zu Fuß, hierauf 5 Wagen mit den Leidtragenden, in welchen sich die Hofstaaten des Verewigten und die beiden oben genannten Herren Gesandten befanden. Sodann folgte der Leichenwagen. Diesem schlossen sich hinter einem Zug Garde-Dragoner die Wagen an, in deren erstem sich Se. Maj. der König nebst dem Prinzen Friedrich der Niederlande befanden, und demnächst die der übrigen Königlichen Prinzen nachfolgten. — Der Zug nahm seinen Weg die Linden entlang. Eine mobile

Chaine von Infanterie und Ulanen begleitete ihn. Vor dem Thore wurden eine Anzahl Fackeln angezündet, nur um die nothwendige Beleuchtung zu geben. An den Zelten lag das Dampfschiff in Bereitschaft, welches den Sarg aufnehmen sollte. Die Infanterie bildete bei der Abhebung desselben von dem Leichenwagen ein Quarree um diesen. Als der Sarg auf das Schiff gebracht war, begaben sich Se. Maj. der König und die übrigen hohen Leidtragenden auf das Schiff, und hier wurden dem Dahingeschiedenen noch die letzten Zeichen der Theilnahme gewidmet. — Diesen Morgen ist das Dampfschiff, auf dem sich auch die oben genannten Herren Gesandten zur Begleitung der Leiche befinden, nach Hamburg abgegangen. Von dort wird der Sarg zunächst nach Rotterdam und dann nach Delfft, wo sich die Familiengruft des Königlichen Hauses Oranien befindet, gebracht. — Die 24 Unteroffiziere, welche den Sarg des Grafen von Nassau trugen, erhielten Jeder 3 Friedrichsd'or. — Der Becher Napoleons, im Besitz Sr. k. H. des Prinzen Wilhelm von Preußen, wurde vor Kurzem entwendet. Der Dieb, ein 16jähriger Handwerker-Lehrling, ist entdeckt, jedoch ist der Becher gänzlich zusammengeschlagen und es steht dahin, ob die Kunst ihn wieder herstellen kann.

Hamburg. Die Leiche des Grafen von Nassau traf am 24. Dezember Nachmittags auf einem preußischen Dampfschiffe hier ein und wurde in der darauf folgenden Nacht von dem holländischen Kriegs-Dampfschiff Curaçao nach Delfft abgeführt. Dasselbe gerieth aber, kaum aus dem Hafen, (25. Dezember), und zum 2ten Mal bei der Teufelsbrücke, auf den Grund; jedoch wurde dasselbe am 26. Dezember Abends wieder flott gemacht. Das begleitende Dampfschiff Cerberus ist gar nicht hier eingetroffen, indem es bei der Lühe Schaden erlitten hat.

Auflösung des Logogriphs in No. 1:

Maas, Mais, Mars, Maus.

Palindrom.

Kein Baum kann ohne mich gedeih'n —
Les't rückwärts, dann stellt insgemein
Auf Märkten man sich bei mir ein.

Denkmal der Liebe

auf das Grab meiner unvergeßlichen Gattin

Rosina Grögor geb. Franke.

Sie entschlief am 10. Januar 1843 in dem Alter von 56 Jahren 10 Monaten am Bruchschaden.

Schlummre sanft im Schooß der Erde
Treugeliebte Gattin Du,
Frei von Sorgen und Beschwerden
Ist des Grabes stille Ruh.

Heiliger Friede, Himmels Wonne,
Gottes Klarheit, ew'ger Lohn,
Strahlt in reiner Morgensonne
Dort auf Dich am Sternenthron.

Gut warst immer Du im Leben,
Liebend schlug Dein treues Herz,
Stets sahst Du im edlen Streben
Gott vertrauend himmelwärts.

Deine Pflichten zu erfüllen
Warst Verklärte Du bereit,
Sorgend hast mit frommen Willen
Keine Sorge Du gescheut.

Wer in dieser Welt voll Mängel,
Fest wie Du im Glauben stand.
O! dem reichen Gottes Engel
Zum Hinübertritt die Hand.

Schlummre sanft, es blickt hernieder
Mir der Trost aus jenen Höhn:
Dich, o Gattin werd' ich wieder
Dort im lichten Jenseits sehn.

Waldenburg den 8. Januar 1844.

J. G. Grögor.
Pauline Kirsch, als Pflegetochter.

☞ Diese Zeitschrift, welche wöchentlich einmal erscheint, ist durch alle Königl. Postämter für den vierteljährigen Pränumerations-Preis von 12 Sgr. portofrei zu erhalten.

Verleger und Redakteur C. J. Schögel.